

Iris  
Johansen  
Die  
Wind  
braut



**Weltbild**

Frankreich in den Stürmen der Revolution: Der junge Adelige Jean Marc Andreas setzt alles daran, die sagenumwobene Statue des »Windtänzers« wieder in den Besitz seiner Familie zu bringen. Doch auch die junge, heißblütige Juliette de Clement ist wild entschlossen, die Skulptur für sich zu erobern. Schon bald spürt Jean Marc, wie in ihm eine unerklärliche Leidenschaft für seine schöne Rivalin entbrennt. Und auch Juliette kann sich Jean Marcs Anziehungskraft nicht entziehen ...

## Windtänzer-Serie

1. Tänzer im Wind
2. Die Windbraut
3. Was der Wind erzählt
4. Das Auge des Tänzers

Iris Johansen

# Die Windbraut

Roman

Aus dem Amerikanischen von Ingrid Rothmann

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Iris Johansen wurde am 7. April 1938 geboren. Nach ihrer Ausbildung arbeitete sie bei einer Fluggesellschaft und begann erst mit dem Schreiben, als ihrer Kinder auszogen um zu studieren. Johansen veröffentlicht vor allem Kriminal- und Liebesromane sowie historische Romane und gehört zu den erfolgreichsten Autorinnen in den USA. Für ihre »Windtänzer-Serie« wurde sie mit dem »Romantic Times Award« ausgezeichnet. Sie lebt in der Nähe von Atlanta, Georgia, USA.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Storm Winds.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199  
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1991 by Iris Johansen

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1992 by Blanvalet, in der Penguin Random  
House Verlagsgruppe GmbH

Übersetzung: Ingrid Rothmann

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-229-3

# 1. Kapitel

Versailles, Frankreich  
25. Juli 1779

Die Smaragdaugen des Goldrosses blickten auf Juliette herab, als wüssten sie um all ihre Hoffnungen und all ihre Kümernisse. Die Lippen in einem Lächeln ungestümer Freude geöffnet, die filigranzarten Schwingen schutzbietend ausgebreitet, stand Pegasus auf einem kleinen Marmorpodest in der nun verlassenen Galerie. Juliette vernahm das Geklimper eines Klavichords und Frauenstimmen, die dazu sangen, ihre Aufmerksamkeit aber galt einzig dem herrlichen Pferd aus Gold.

Als sie vor wenigen Augenblicken in den Schutz des Pegasus geflüchtet war, hatte sie ihr Spiegelbild in den siebzehn Spiegeln der lang gestreckten Galerie erhascht. Wie hilflos und dumm ich aussehe, wenn mir die Tränen übers Gesicht laufen, dachte sie.

Sie hasste Tränen, so wie sie Hilflosigkeit hasste. Marguerite, ihre Kinderfrau, sah sie gern weinen, das war Juliette vor Kurzem klar geworden. Wenn die Alte sie schalt und quälte, bis sie es schließlich geschafft hatte, sie zum Weinen zu bringen, dann glaubte Juliette, sie förmlich vor Befriedigung aufquellen zu sehen, als würden die kindlichen Tränen sie tränken und nähren. Juliette schwor sich, niemand sollte sie je wieder hilflos und verängstigt sehen, wenn sie eine Frau wie ihre Mutter oder wie Marguerite sein würde.

Im Halbdunkel hinter dem hohen Piedestal der Pegasus-Figur raffte sie ihr Nachthemd eng um ihren zitternden Körper und hockte sich zusammengekauert auf den Boden. Ihr Atem kam stoßweise, unterbrochen von Schluchzern. Ein kostbares Tongefäß an die Brust drückend, betete sie darum, Marguerite würde sie nicht finden und ihre Suche schließlich aufgeben. Dann wollte sie in den Garten laufen und in den unendlich großen Blumenbeeten ein sicheres Versteck für das Gefäß finden.

Von der großen Galerie konnte sie nur einen kleinen Ausschnitt sehen, mit blitzenden Spiegeln und mit Kerzen, die wie Sterne in den Kristallüstern funkelten. Juliette hatte es geschafft, in einem der unteren

Korridore ihrer Kinderfrau zu entwischen, doch ein ganzes Heer von Dienern und mindestens drei Schweizer Gardisten würden die Alte auf die richtige Spur bringen, falls sie sich die Zeit nahm, um Fragen zu stellen. Vorsichtig lugte sie hinter dem Piedestal hervor und stieß sogleich einen Seufzer der Erleichterung aus.

Keine Marguerite.

»Ich sage Euch, Axel, ich habe etwas gesehen.« Eine helle Frauenstimme sagte diesen Satz, ganz nahe, ein wenig ungeduldig. »Ich blickte von den Tasten auf und sah ... ich weiß nicht recht ... etwas.«

Wie erstarrt drückte Juliette sich mit angehaltenem Atem an die Wand.

»Ich gedenke nicht, mit Euch Streit anzufangen«, antwortete eine amüsierte Männerstimme. »Sicher sind Eure blauen Augen so scharf, wie sie schön sind. Vielleicht war es ein Diener.«

»Nein, es war kleiner, dem Boden näher.«

»Ein Hündchen? Hier bei Hof scheint es davon zu wimmeln und kein einziges ist darunter, das für die Jagd auch nur einigermaßen taugt.«

Weißer Satinschuhe, im Kerzenlicht blitzende Schnallen gerieten in Juliettes Blickfeld. Ihre Augen wanderten von den Schuhschnallen zum Saum einer ungeheuer breiten, blauen Krinoline, die mit viereckig geschliffenen, in Veilchenmuster kreisförmig angeordneten Saphiren geschmückt war.

»Es war nur ein ganz kurzer Blick, aber ich weiß – ach, was haben wir denn da?«

Strahlende blaue Augen spähten in die verschattete Ecke und sahen Juliette. Die Dame kniete in einem Gewirr von Taftröcken nieder. »Hier ist Euer angebliches Hündchen, Axel. Ein Kind.«

Juliettes Verzweiflung hätte nicht größer sein können.

Eine der Damen des Hofes hatte sie entdeckt. Das prunkvolle Kleid mit der ausladenden Krinoline und die modische weiß gepuderte Perücke hätten ihrer Mutter gehören können. Diese Dame wird sicher meine Mutter holen, dachte Juliette in ihrer Bedrängnis. Auf alles gefasst, umklammerte sie das Tongefäß, bereit, aufzuspringen und davonzulaufen.

»Ein Kind ...« Die Dame berührte sachte Juliettes tränennasse Wange. »Was machst du denn hier, ma petite? Es ist fast Mitternacht. Kleine

Mädchen wie du solltest längst im Bett sein.«

Juliette wich zurück und presste sich an die Wand.

»Hab keine Angst.« Die Dame kam näher. »Ich habe auch ein kleines Mädchen. Meine Marie Thérèse ist erst ein Jahr alt, aber später könnt ihr zusammen spielen, wenn ...« Sie verstummte, als sie einen Blick auf die feuchten Fingerspitzen warf, die Juliettes Wange gestreichelt hatten.

»Heilige Muttergottes, da ist ja Blut an meinen Fingern, Axel! Das Kind ist verletzt. Rasch, Euer Taschentuch!«

»Die Kleine sollte ans Licht kommen, damit wir sie betrachten können.« Nun kam ein großer eleganter Herr in smaragdgrünem Rock in Juliettes Blickfeld. Er reichte der Dame ein makelloses Spitzentaschentuch und kniete neben ihr nieder.

»Komm, ma petite.« Die Dame streckte die Arme nach Juliette aus.  
»Niemand wird dir wehtun.«

Wehtun? Juliette hatte keine Angst vor Schmerzen. Sie war Schmerzen gewohnt ... sie waren eine Bagatelle im Vergleich zu der Katastrophe, der sie sich jetzt gegenüber sah.

»Wie heißt du denn?« Die Dame schob liebevoll die dunklen Locken aus Juliettes Stirn, eine Berührung, die so sanft war, dass Juliette sich wünschte, die Dame würde sie nicht mehr loslassen.

»Juliette«, flüsterte sie scheu.

»Ein hübscher Name für ein hübsches kleines Mädchen.«

»Ich bin nicht hübsch.«

»Nein?«

»Ich habe eine Himmelfahrtsnase und mein Mund ist zu groß.«

»Nun, ich finde dich hübsch. Du hast einen herrlichen Teint und schöne braune Augen. Du bist ein großes Mädchen, Juliette.«

»Fast sieben.«

»Fast erwachsen also.« Die Dame betupfte Juliettes Lippe mit dem Taschentuch. »Deine Lippe blutet. Hat jemand dich verletzt?«

Juliette blickte zur Seite. »Nein, ich bin gegen eine Tür gestolpert.«

»Welche Tür?«

»Ich ... ich weiß nicht mehr.« Schon vor geraumer Zeit hatte Juliette gelernt, dass sämtliche blauen Flecken und Schrammen auf diese Weise erklärt werden mussten. Wieso war die Dame so sehr an ihr interessiert?

Juliettes Erfahrung hatte sie gelehrt, dass Erwachsene jede Unwahrheit akzeptierten, nur um nicht mit unangenehmen Dingen konfrontiert zu werden.

»Einerlei.« Die Dame streckte wieder ihre Arme aus. »Möchtest du nicht hinter dem Windtänzer hervorkommen und dich von mir umarmen lassen? Ich liebe Kinder. Es wird dir nichts geschehen, das verspreche ich dir.«

Die Arme der Dame sind so weiß und rund und wohlgeformt wie die von den Statuen der Göttinnen im Garten, dachte Juliette, nur die goldenen Schwingen des Pegasus sind schöner. Dennoch wurde sie von diesen geöffneten Armen plötzlich angezogen wie davor von der Statuette, die die Dame Windtänzer genannt hatte.

Zögernd kam sie aus dem Schatten hervor.

»So ist es gut.« Die Dame nahm Juliette in die Arme. Der Duft von Veilchen, Rosen und parfümiertem Puder hüllte das Kind wie eine Wolke ein. Manchmal riecht meine Mutter auch nach Veilchen, dachte Juliette wehmütig. Wenn sie die Augen schloss, konnte sie so tun, als sei diese Dame, die sie mit so viel Zärtlichkeit umarmte, ihre Mutter ... Ehe sie davonlief, konnte es nicht schaden, die Umarmung noch einen Augenblick zu genießen.

»Was für ein reizendes, schüchternes Kind du doch bist!«

Juliette wusste, dass sie nicht reizend war. Marguerite nannte sie stets einen störrischen Teufelsbraten. Die Dame würde ihren Irrtum bald erkennen und Juliette von sich stoßen. Wenn die eigene Mutter sie als zu ungezogen zum Liebhaben erachtete, dann würde sie eine Fremde keine Sekunde lang hinters Licht führen können.

Eine Spiegeltür neben der Statuette wurde aufgerissen, Gelächter und Musik drangen in die Galerie. Eine Dame trat ein.

»Majestät, Eure reizende Stimme fehlt zur Vollendung der Harmonien.«

Ihre Mutter!

Juliette erstarrte vor Schreck und begrub ihr Gesicht an der gepuderten Schulter der Dame.

»Einen Augenblick, Celeste. Wir haben hier ein kleines Problem.«

»Vielleicht kann ich behilflich sein? Was für ein ... Juliette!«

»Ihr kennt das Kind?« Die Dame richtete sich auf, ohne Juliettes Hand loszulassen. »Mir scheint, sie hat großen Kummer.«

»Juliette ist meine Tochter.« Celeste de Clement trat näher. Ihr vollendet geformter Mund war missfällig verzogen. »Vergebung, Euer Majestät, so schlimm und ungebärdig ist sie nicht immer. Ich will nach ihrer Kinderfrau schicken, die sicher schon den ganzen Palast nach ihr absucht.«

»Ich werde gehen, Euer Majestät.« Der gut aussehende Mann erhob sich und verbeugte sich lächelnd. »Ich bin Euch mit größtem Vergnügen zu Diensten.« Er hielt kurz inne. »Immer.«

»Ich danke Euch, Graf Fersen.« Mit einem kleinen Lächeln auf den Lippen blickte die Dame ihm nach, als er sich umdrehte und die Galerie entlangging. Dann wandte sie sich wieder Juliette zu. »Celeste, wir müssen herausfinden, warum sie so unglücklich ist. Warum hast du dich versteckt, mein Kind?«

Euer Majestät ... Diese Dame sollte die Königin sein? Juliette schluckte. »Marguerite hat gesagt, sie wolle mir meine Farben wegnehmen.«

Marie Antoinette blickte auf sie nieder. »Farben?«

Juliette hielt das Tongefäß hoch. »Ich muss meine Farben haben. Sie kann sie mir nicht wegnehmen.« Wieder stiegen ihr Tränen hilflosen Zorns in die Augen. »Ich werde es nicht zulassen. Ich werde weglaufen und sie verstecken, wo Marguerite sie nicht findet.«

»Still jetzt!« Die Stimme ihrer Mutter klang streng. »Hast du mir mit deinem Benehmen nicht schon genug Schande gemacht?« Sie wandte sich an die Königin. »Mein Vater gab ihr einen Pinsel und das Tongefäß mit roter Farbe, als wir ihn in Andorra besuchten, und jetzt hat das Kind nichts anderes zu tun, als jedes Stückchen Pergament mit ihren Kleckereien zu bedecken. Ich wies Marguerite an, sie solle ihr die Farbe wegnehmen, damit sie die schönen Wände nicht verunziert.«

»Das würde ich nie tun.« Juliette sah Marie Antoinette flehentlich an. »Ich möchte schöne Bilder malen. Nie würde ich meine Farbe an Eure Wände verschwenden.«

Marie Antoinette lachte unbeschwert. »Nun bin ich aber erleichtert!«

»Seit wir vor zwei Wochen hier in Versailles eintrafen, streunt sie durch den Palast und bestaunt die Gemälde und Skulpturen.«

Ein Tränenschleier verlieh Celestes blau-violetten Augen feuchten Glanz. »Ich weiß, dass sie sehr folgsam ist, aber seitdem mir mein treuer Henri entrissen wurde, habe ich zu meinem Leidwesen ihre Erziehung vernachlässigen müssen. Als alleinstehende Frau auf der Welt hat man es nicht leicht.«

Die Miene der Königin wurde weich, als sie Celeste ansah. »Auch ich bin eine Frau, die die Mühsal der Mutterschaft kennt.« Sie ergriff Celestes Hand mit ihren eigenen und hob sie an ihre Wange. »Wir werden versuchen, Euch alles zu erleichtern, meine liebe Celeste.«

»Euer Majestät sind zu liebenswürdig.« Celestes tränenumflortes Lächeln war von unwiderstehlichem Liebreiz. »Für mich ist es genug Belohnung, wenn ich in Eurer Nähe sein darf. Schließlich bin ich keine Französin von Geburt. Ich hörte, dass Versailles Spanier nicht schätzt. Als ich an den Hof kam, hätte ich daher nie zu träumen gewagt, dass mir die Ehre Eurer Nähe zuteilwürde.«

Wie schaffte es ihre Mutter nur, dass die Tränen ihre Augen glänzen ließen, ohne überzufießen und ihre Wangen zu benetzen? Juliette, die das schon oft beobachtet hatte, konnte sich darüber nicht genug wundern.

»Als junge Braut aus Österreich kommend, war ich hier zunächst auch eine Fremde. Wir beide wurden durch unsere Vermählung Französinen.«

Marie Antoinette drückte einen Kuss auf Celestes Handfläche. »Das ist ein weiteres Band zwischen uns. Unser Hof ist durch Eure Gegenwart sehr bereichert worden, Celeste. Wir wären untröstlich gewesen, wenn Ihr Euch entschlossen hättet, auf Eurem grässlichen Château in der Normandie zu verkümmern.«

Die zwei Frauen wechselten einen Blick tiefsten Verständnisses, ehe die Königin widerstrebend Celestes Hand freigab.

»Ich glaube, jetzt müssen wir etwas unternehmen, um die Tränen Eurer Tochter zu trocknen.« Wieder ließ die Königin sich auf die Knie nieder, umfasste Juliettes Schultern und sah sie mit gespielter Ernst an. »Ich bin ja der Meinung, dass ein so leidenschaftlicher Schönheitssinn belohnt werden sollte, aber deine Mutter hat ganz recht. Ein Malerpinsel sollte von kindlicher Hand nur unter Aufsicht geführt werden. Ich

werde dafür sorgen, dass meine Freundin Elisabeth Vigée Le Brun dir Malstunden gibt. Sie ist eine vortreffliche Malerin und von gutem Wesen.«

Juliette starrte die Königin ungläubig an.

»Ich darf meine Farbe behalten?«

»Nun ja, ohne Farbe könntest du keine Bilder malen. Ich will dir noch mehr Farben und dazu Malerleinwand schicken. Sicher wirst du eines Tages herrliche Bilder für mich malen.« Die Königin fuhr durch Juliettes Locken. »Aber unter einer Bedingung.«

Die Enttäuschung war so groß, dass Juliette fast Übelkeit empfand. Es würde nichts daraus werden. Sie hätte wissen müssen, dass die Königin mit ihr nur spielte. Erwachsene sagten Kindern selten die Wahrheit. Warum sollte die Königin anders sein?

»Mach kein so unglückliches Gesicht«, mahnte Marie Antoinette mit leisem Auflachen. »Ich bitte dich nur um das Versprechen deiner Freundschaft.«

Juliette verharrte völlig reglos. »Freundschaft?«

»Ist das so unmöglich?«

»Nein!« Ihr Herz schlug so heftig, dass es ihr fast den Atem raubte. Farben! Leinwand! Freundschaft! Es war zu viel. Sekundenlang vermeinte sie zum hochgewölbten Plafond emporzuschweben, sodass sie sich rasch wieder auf die Erde zurückversetzte. »Ihr werdet nicht lange meine Freundin sein wollen.«

»Warum nicht?«

»Weil ich Dinge sage, die den Menschen nicht gefallen.«

»Warum sagst du dann diese Dinge, wenn du weißt, dass man dir deswegen zürnt?«

»Weil lügen dumm ist.« Juliette begegnete dem Blick der Königin und aus ihrer Stimme klang Verzweiflung, als sie fortfuhr: »Aber ich werde versuchen das zu sein, was Ihr wollt. Ich verspreche, dass ich artig sein werde.«

»Pst, ich will nur deine Aufrichtigkeit.« Die Stimme der Königin verriet Resignation. »Daran herrscht in Versailles großer Mangel.«

»Ach, da kommt ja Marguerite.« Celeste war hörbar erleichtert. Doch Juliettes Beklommenheit wuchs beim Anblick der hochgewachsenen,

schwarz gekleideten Gestalt Marguerite Duclos'. Ihre Kinderfrau wurde von dem gut aussehenden Mann begleitet, den die Königin Axel genannt hatte.

Celeste ergriff Juliettes Hand. »Mein teures Kind muss zu Bett. Gewiss hat Eure Güte Juliette in so große Erregung versetzt, dass sie nicht einschlafen kann. Ich bin sogleich wieder zurück, Euer Majestät.«

»Beeilt Euch.« Marie Antoinette strich über Juliettes Wange, während ihr Blick schon verträumt an Axel Fersen hing. »Ich glaube, wir werden noch eine Partie Backgammon spielen, ehe wir uns zurückziehen.«

»Eine vortreffliche Idee.« Celeste zerrte Juliette die wenigen Schritte zu Marguerite hin, die in respektvollem Abstand zur Königin wartete.

Juliette spürte, dass ihre Mutter noch immer aufgebracht war. Sie selbst aber war so selig, dass sie jetzt alle Befürchtungen verdrängte. Farben, Leinwand und eine Freundin!

»Du unfähiger Trampel«, flüsterte Celeste Marguerite zu, als sie ihr Juliette übergab. »Wenn du es nicht zuwege bringst, meine Tochter so zu erziehen, dass sie wenigstens ein gewisses Maß an Sittsamkeit und Benehmen an den Tag legt, werde ich dich zurück nach Andorra schicken und eine andere finden, die deine Pflichten übernimmt.«

Marguerites hageres, fahles Gesicht lief rot an. »Ich tue mein Bestes. Juliette ist nicht das reizende Ding, das Ihr als Kind wart«, murmelte sie. »Die Farben waren es ... sie geriet förmlich in Raserei, als ich sie ihr wegnehmen wollte.«

»Jetzt musst du sie ihr lassen, bis die Königin das Interesse an ihr verliert. Wärest du deiner Pflicht besser nachgekommen, dann wäre mir diese Peinlichkeit erspart geblieben.«

»Die Königin schien nicht ungehalten. Ich konnte nicht ...«

»Keine Entschuldigungen. Bestrafe das Kind«, befahl Celeste, ehe sie sich so heftig umdrehte, dass ihre violetten Brokatröcke raschelten. »Und halte sie von der Königin fern. Ein Glück, dass heute Graf Fersen anwesend war und die Königin in fröhliche Stimmung versetzte. Ich möchte nicht, dass Juliette mit ihrer Keckheit meine Aussichten verdirbt, die Lieblingsdame der Königin zu werden. Die Zahl der Konkurrentinnen ist groß. Diese kriecherische Prinzessin de Lambelle versucht sich bei jeder Gelegenheit bei der Königin einzuschmeicheln.« Sie hielt inne, um

Juliette mit einem finsternen Blick anzusehen. »Schon wieder starrst du mich an. Warum schaust du mich immer so an?«

Juliette wandte den Blick ab. Erneut hatte sie den Unwillen ihrer Mutter erregt. Meist war dieses Bewusstsein mit einem schmerzenden Gefühl des Verlustes verbunden, heute aber war der Schmerz geringer. Die Königin hatte Juliette weder für hässlich noch für unartig befunden.

Ein strahlendes Lächeln erhellte Celestes wunderschönes Gesicht, als sie die Galerie entlang auf die Königin zuschwebte. »Alles ist wieder gut, Majestät. Wie kann ich Euch dafür danken, dass Ihr meine Kleine so glücklich gemacht habt?«

Marguerite stieß Juliette unsanft weiter. »Na, bist du jetzt zufrieden, du Satansbraten? Machst deine liebe Mutter unglücklich und behelligst die Königin von Frankreich.«

»Ich habe sie nicht behelligt. Sie mag mich. Sie ist meine Freundin.«

»Das ist sie nicht. Sie ist die Königin.«

Juliette schwieg, noch immer in einer warmen, angenehmen Freudenwolke geborgen. Mochte Marguerite doch sagen, was sie wollte, die Königin war ihre Freundin. Hatte sie Juliette nicht in den Armen gehalten und ihre Tränen getrocknet? Hatte sie nicht gesagt, sie sei hübsch und lieb? Wollte sie ihr nicht Malunterricht geben lassen?

»Glaubst du wirklich, deine Mutter wird erlauben, dass du diese scheußlichen Farben behalten darfst, nachdem du so unartig warst?« Marguerite presste die Lippen zu einem dünnen Strich zusammen. »Du verdienst keine Geschenke.«

»Sie wird mir die Farben lassen, ob ich sie verdiene oder nicht. Sie wird die Königin nicht verstimmen wollen.« Juliette versuchte hüpfend mit Marguerites weit ausgreifendem Gang Schritt zu halten, während sie den Spiegelsaal entlangeilten. Juliettes Blick hing dabei fasziniert an dem Spiegelbild von ihnen beiden, das sie von einem der siebzehn Spiegel zum anderen verfolgte. Erstaunt stellte sie fest, wie klein und unscheinbar sie aussah, denn innerlich fühlte sie sich jetzt alles andere als klein. Sie kam sich genauso groß und wichtig vor wie ihre Mutter und Marguerite. Wie ungerecht, dass der Spiegel diese Verwandlung nicht bestätigte! Marguerite sieht viel interessanter aus, fand Juliette. Ihre schwarz gekleidete Gestalt war dünn und eckig wie eine der

Wasserspeierfiguren aus Stein, die Juliette an der Kathedrale von Notre Dame gesehen hatte. Wie selig war sie gewesen, als ihre Mutter den Kutscher angewiesen hatte, auf dem Weg durch Paris nach Versailles den Umweg zur Kathedrale zu machen! Vielleicht konnte sie Madame Vigée Le Brun überreden, ihr zu zeigen, wie sie Marguerite als Wasserspeierfratze malen konnte.

»Deine Arme werden wochenlang schwarz und blau sein«, drohte Marguerite ihr voll finsterner Befriedigung. »Ich werde dir schon beibringen, mich nicht vor deiner Mutter zu blamieren.«

Juliette blickte auf die langen, kräftigen Finger von Marguerites Hand nieder, die ihre eigene hielt. Furcht flammte kurz in ihr auf. Dann aber holte sie tief Atem und unterdrückte rasch ihre Angst, ehe sie von ihr überwältigt wurde. Der Schmerz des Kneifens würde rasch vorüber sein und die ganze Zeit, während sie ihn erduldet, würde sie an ihre Farben, an die Leinwand und die Malstunden denken.

Aber ihr erstes Bild würde ganz sicher Marguerite als Wasserspeierfratze zeigen.

Ile du Lion, Frankreich  
10. Juni 1787

Jean Marc Andreas umschritt das Piedestal und betrachtete die Statuette von allen Blickwinkeln. Der edelsteingezierte Pegasus war in der Tat einzigartig!

Von der fliegenden Mähne bis zum exquisiten Detail der goldenen filigranzartigen Wolken, auf denen das Pferd zu tanzen schien, war es ein wahres Meisterwerk.

»Ihr habt gute Arbeit geleistet, Desedero«, lobte Andreas. »Die Figur ist perfekt.«

Der Bildhauer, den viele nur als Goldschmied bezeichneten, schüttelte den Kopf. »Ihr irrt Euch, Monsieur. Ich habe versagt.«

»Unsinn. Diese Kopie ist mit dem Windtänzer identisch, oder nicht?«

»Sie kommt dem Original so nahe wie nur möglich. Sogar der Facettenschliff der Juwelen ist gleich. Bis nach Indien musste ich fahren, um Smaragde dieser Größe und Vollkommenheit zu finden, die ich als

Augen des Windtänzers verwenden konnte. Das Formen der Gestalt allein kostete mich über ein Jahr Zeit.«

»Und die Inschrift am Sockel?«

Desedero zuckte die Achseln. »Ich habe die Zeichen ganz genau wiedergegeben, da aber die Schrift nicht zu entschlüsseln ist, halte ich sie für ziemlich unwichtig.«

»Nichts ist unwichtig. Mein Vater kennt den Windtänzer in allen Einzelheiten«, bemerkte Andreas trocken. »Ich habe Euch vier Millionen Livres für das Duplikat gezahlt – und ich bekomme immer den Gegenwert für mein Geld.«

Desedero wusste, dass es stimmte. Jean Marc Andreas, der mit seinen fünfundzwanzig Jahren noch sehr jung war, hatte sich in der Finanzwelt schon einen beachtlichen Namen gemacht, seitdem er vor drei Jahren von seinem kranken Vater die Zügel des Schiffs- und Bankenimperiums übernommen hatte. Der junge Andreas galt allgemein als brillanter und harter Geschäftsmann. Desedero selbst hatte ihn als äußerst anspruchsvoll kennengelernt, fand ihn jedoch nicht unsympathisch. Vielleicht, weil der Auftrag des jungen Mannes eine Herausforderung für den Künstler in ihm darstellte. Auch bewegte ihn Andreas' verzweifeltes Bemühen, seinem Vater eine Freude zu machen. Desedero, der seinen eigenen Vater sehr geliebt hatte, brachte Verständnis für diese tiefe und innige Zuneigung auf, sodass Jean Marc Andreas' sehnlicher Wunsch, vom Windtänzer ein Duplikat anfertigen zu lassen, ihm nicht absonderlich erschien.

»Ich bedaure, sagen zu müssen, dass Ihr meiner Meinung nach heute den Gegenwert für Euer Geld nicht bekommen habt, Monsieur Andreas.«

»Sagt das nicht.« Andreas' Kiefermuskel zuckte. »Ihr habt einen Erfolg erzielt. Wir haben einen Erfolg erzielt. Mein Vater wird den Unterschied zwischen diesem Windtänzer und jenem in Versailles nicht erkennen.«

Desedero schüttelte den Kopf. »Sagt, habt Ihr den echten Windtänzer je zu Gesicht bekommen?«

»Nein, ich war nie in Versailles.«

Desedero kehrte zu der Statuette auf dem Piedestal zurück. »Ich

kann mich lebhaft an den Augenblick erinnern, als ich ihn vor zweiundvierzig Jahren sah. Damals war ich ein Junge von zehn Jahren und mein Vater nahm mich mit nach Versailles, um mir die Schätze zu zeigen, von denen alle Welt schwärmte. Ich sah den Spiegelsaal.« Er hielt inne. »Und ich sah den Windtänzer. Was für ein Anblick! Als Ihr vor etwa eineinhalb Jahren in meine Werkstätte gekommen seid, um bei mir eine Kopie zu bestellen, da konnte ich nicht ablehnen! Eine Kopie des Windtänzers war für mich der Gipfel!«

»Und Ihr habt ihn erreicht.«

»Ihr versteht nicht. Hättet Ihr jemals das Original gesehen, Ihr würdet den Unterschied sofort erkennen. Der Windtänzer hat ...« Er suchte nach dem passenden Wort. »Er hat Anziehungskraft. Man kann den Blick von ihm nicht mehr abwenden. Er nimmt einen gefangen, schlägt einen in seinen Bann«, er lächelte schief, »wie mich seit zweiundvierzig Jahren.«

»Und meinen Vater«, flüsterte Andreas. »Er hat ihn einmal als junger Mann gesehen und ihn sich seither gewünscht.« Er wandte sich ab. »Und bei Gott, er soll ihn bekommen. Sie hat ihm alles genommen – er soll den Windtänzer haben.«

Desedero überhörte diskret die letzte Bemerkung, wiewohl er sehr wohl wusste, auf wen sich Andreas' Worte bezogen. Charlotte, Denis Andreas' Gemahlin, Jean Marcs Stiefmutter, war seit mehr als fünf Jahren tot. Doch die Geschichten, die man sich über ihre Habgier und Tücke zugerant hatte, waren noch nicht vergessen.

Seufzend schüttelte Desedero den Kopf. »Ihr habt nur eine Kopie des Windtänzers, die Ihr Eurem Vater schenken könnt.«

»Es gibt keinen Unterschied.« Andreas' Stimme verriet einen Anflug von Verzweiflung. »Mein Vater wird die zwei Figuren niemals nebeneinander sehen. Er wird glauben, den Windtänzer zu besitzen, bis zum Tage seines ...« Er sprach nicht weiter.

»Eurem Vater geht es schlechter?«

»Ja, die Ärzte geben ihm nicht mehr als ein halbes Jahr. Er hat in letzter Zeit Blut gehustet.« Er versuchte ein Lächeln. »Ein Glück also, dass Ihr das Werk vollendet habt und es auf die Ile du Lion bringen könnt.«

Desedero verspürte den Drang, Andreas zu trösten, doch er wusste, dass dieser kein Mann war, der solche Gesten liebte, deshalb sagte er nur: »Ja, ein Glück.«

»Setzt Euch.« Andreas nahm die Statuette und ging auf die Tür des Salons zu. »Ich will sie ins Arbeitszimmer meines Vaters bringen. Dort bewahrt er alle wertvollen Dinge auf, die er bewundert. Dann komme ich wieder, um Euch zu sagen, wie sehr Ihr Euer Werk unterschätzt habt.«

»Ich will es hoffen«, gab Desedero mit einem Achselzucken zurück. »Vielleicht vermag nur das Auge eines Künstlers den Unterschied wahrzunehmen.« Er ließ sich auf dem Stuhl nieder, den sein Auftraggeber ihm angeboten hatte, und streckte die langen Beine von sich. »Lasst Euch Zeit, Monsieur. Hier gibt es viele schöne Dinge, die ich betrachten kann. Ist das Bild an der Wand gegenüber ein Botticelli?«

»Ja. Mein Vater hat ihn vor einigen Jahren erworben. Er bewundert die italienischen Meister über alles.« Andreas ging an die Tür, die Figur vorsichtig in den Armen haltend. »Ich schicke einen Diener mit Wein, Signor Desedero.«

Die Tür schloss sich hinter ihm und Desedero lehnte sich zurück, ohne den Blick von dem Botticelli zu wenden. Vielleicht war der alte Mann zu gebrechlich, um den Betrug zu entdecken. Wäre er gesund und bei Kräften, würde er ihn auf den ersten Blick bemerken. Desedero war davon überzeugt, denn alles in diesem Haus war ein Beweis für den erlesenen Kunstverstand und den Schönheitssinn des Hausherrn. Ein Mann wie er würde dem Zauber des Windtänzers ebenso hilflos erlegen sein wie Desedero. Zuweilen waren seine Erinnerungen an seinen ersten Besuch in Versailles von einem Nebel umhüllt, aus dem allein der Windtänzer klar herausragte.

Er hoffte Jean Marc Andreas zuliebe, dass die Erinnerung seines Vaters ebenso getrübt sein würde wie dessen Augenlicht.

Jean Marc, der die Tür zur Bibliothek öffnete, sah sich plötzlich von heiterer Schönheit umgeben. Es war ein Raum, der für seinen Vater Zuflucht und Schatzkammer zugleich war. Ein edler Savonnerie-Teppich in zartem Rosé, Elfenbein und Beige bedeckte den

spiegelblanken Parkettboden, ein Gobelin mit der Darstellung der vier Jahreszeiten zierte eine Wand. Kostbare Möbel von Jacobs und Boulard waren nach ästhetischen Gesichtspunkten im Raum angeordnet, ohne jedoch die Behaglichkeit zu schmälern. Ein zerbrechlich feiner Kristallschwan ruhte auf einer Rosenholzkommode mit chinesischer Lackeinlegearbeit. Der Schreibtisch aus Mahagoni, Ebenholz und vergoldeter Bronze mit Perlmutterverzierung hätte optischer Mittelpunkt des Raumes sein können, wäre da nicht das Porträt Charlotte Andreas' gewesen, das in einem prächtigen Rahmen über dem Kamin hing, dessen Verkleidung aus Pyrenäenmarmor den Blick eines jeden Betrachters sofort auf sich zog.

Da Denis Andreas sich ständig über Kälte beklagte, obwohl es Juni war, brannte ein Feuer im Kamin. Er ruhte in einem mit rotem Brokat überzogenen Polstersessel vor dem Feuer und las. Seine Füße ruhten auf einem passenden Schemel.

Jean Marc trat nach kurzem Zögern ein und schloss die Tür. »Ich bringe dir ein Geschenk, Vater.«

Sein Vater blickte mit einem Lächeln auf, das erstarrte, als er die Statuette in Jean Marcs Armen gewahrte. »Das sehe ich.«

Jean Marc trat an den Tisch neben dem Sessel seines Vaters und stellte die Figur auf die Malachitplatte. Er spürte, wie sich in ihm alles verkrampfte, als sein Vater die Pegasus-Figur eingehend betrachtete. Mit gezwungenem Lächeln drängte er: »Nun, so sag doch etwas ... Freust du dich nicht? Es war alles andere als leicht, den König zu überreden, sich von der Figur zu trennen. Das ganze vergangene Jahr hat Bardot praktisch am Hof zugebracht, um auf die günstige Gelegenheit zu warten.«

»Der Kauf muss dich eine stattliche Summe gekostet haben.« Denis Andreas fuhr sachte mit dem Finger über einen filigranzarten Flügel des Götterrosses.

Die Hände seines Vaters hatten immer empfindlich und zart gewirkt; wie Künstlerhände, dachte Jean Marc. Nun aber waren sie fast durchscheinend, und die stark hervortretenden Venen ließen sie noch zerbrechlicher aussehen. Rasch sah er von den Händen zum Gesicht seines Vaters. Auch dieses war schmal und die Wangen eingefallen,

doch die Augen blickten noch immer sanft und voller Staunen in die Welt.

»Ich bezahlte nicht mehr, als wir uns leisten können.« Jean Marc setzte sich seinem Vater gegenüber. »Und der König brauchte das Geld zur Begleichung der amerikanischen Kriegsschulden.« Dies wenigstens entsprach der Wahrheit. Die Hilfe, die König Louis XVI. den amerikanischen Revolutionären zuteilwerden ließ sowie seine anderen extravaganten Ausgaben hatten Frankreich an den Rand des Bankrotts gebracht. »Wohin sollen wir die Figur stellen? Ich dachte an einen hohen Sockel aus weißem carrarischen Marmor am Fenster. Wenn die Sonne auf das Gold und die Smaragde fällt, sieht es aus, als sei Pegasus zum Leben erwacht.«

»Der Windtänzer lebt«, sagte sein Vater mit sanftem Nachdruck. »Schönheit lebt immer, Jean Marc.«

»Also, neben das Fenster?«

»Nein.«

»Wohin dann?«

Der Blick seines Vaters wanderte zu Jean Marcs Gesicht. »Du hättest das nicht tun müssen.« Er lächelte. »Doch erfüllt es mich mit Freude, dass du es getan hast.«

»Was sind schon einige Millionen Livres?«, sagte Jean Marc obenhin. »Du hast ihn dir gewünscht.«

»Nein, ich besitze ihn.« Denis Andreas tippte mit dem Zeigefinger auf die Mitte seiner Stirn. »Hier drinnen. Dieser herrlichen Imitation hätte es nicht bedurft, mein Sohn.«

Jean Marc erstarrte. »Imitation?«

Sein Vater sah zur Figur hin. »Eine prachtvolle Imitation. Wer hat sie geschaffen? Balzar?«

Jean Marc schwieg eine Weile, ehe er heiser hervorstieß: »Desedero.«

»Ach ja ... ein erstklassiger Künstler, wenn er mit Gold arbeitet. Es wundert mich, dass er den Auftrag annahm.«

Seine Enttäuschung und Verzweiflung waren so groß, dass Jean Marc sie kaum aushielt. »Er fürchtete, du würdest den Unterschied erkennen, aber ich spürte, dass ich keine andere Wahl hatte. Ich bot dem König so viel, dass er sich tausend andere Statuetten hätte kaufen können, doch

Bardot berichtete mir, dass König Louis nicht daran dächte, den Windtänzer zu verkaufen, für keinen Preis der Welt. Seine Majestät behauptet, die Königin habe eine besondere Vorliebe für die Statuette.« Er umklammerte die Armlehnen des Sessels. »Verdammt noch mal, es ist dieselbe.«

Sein Vater schüttelte den Kopf. »Es ist eine ausgezeichnete Kopie. Aber, mein Sohn, der Windtänzer ist ...« Er zuckte die Achseln. »Ich glaube, er hat eine Seele.«

»Heilige Muttergottes, es ist nur eine Figur!«

»Ich kann es nicht erklären. Der Windtänzer hat so viele Jahrhunderte vorüberziehen gesehen, hat die Geburt so vieler Angehöriger unserer Familie miterlebt, hat gesehen, wie sie ihr Leben lebten ... und starben. Vielleicht ist es viel mehr als nur ein Gegenstand ... vielleicht ist er zum Traum geworden.«

»Ich habe versagt.«

»Nein.« Sein Vater schüttelte den Kopf. »Es war eine noble Geste, eine Geste der Liebe.«

»Ich habe versagt. Es schmerzte mich, dass du nicht haben konntest, was du dir so sehr wünschst ...« Jean Marc kämpfte um seine Fassung.

»Ich wollte dir etwas geben, etwas, das du dir immer gewünscht hast.«

»Du hast mir etwas gegeben. Siehst du das nicht?«

»Ich habe dir Enttäuschung bereitet und dich mit einem Betrug abgespeist. Von beidem hattest du in deinem Leben reichlich.« Denis zuckte zusammen und Jean Marc verzog den Mund. »Siehst du, jetzt habe ich dich sogar gekränkt.«

»Du hast von dir immer zu viel gefordert. Du warst ein guter und getreuer Sohn.« Er sah Jean Marc in die Augen. »Und ich hatte ein gutes Leben. Mir war das Glück gewogen, denn es gab mir die Mittel, mich mit Kostbarkeiten zu umgeben, und ich habe einen Sohn, der mich so liebt, dass er einen so gut gemeinten Betrug versucht.« Er blickte zur Statuette hin. »Warum suchst du ihm nicht einen Platz, der ihn zur Geltung bringt?«

»Du willst sie nicht hierhaben?«

Sein Vater schüttelte den Kopf. »Ihr Anblick würde den zarten und fragilen Stoff des Traumes zerstören.« Sein Blick suchte das Porträt

Charlottes über dem Kamin. »Du hast nie verstanden, warum ich es tat, nicht? Du hast Träume nie verstanden.«

Jean Marc, der seinen Vater eindringlich ansah, spürte, wie Schmerz und Kummer ihn zu überwältigen drohten. »Nein, vermutlich nicht.«

»Es hat dich gekränkt. Aber das sollte es nicht.« Er öffnete den in Leder gebundenen Folianten, den er beim Eintreten seines Sohnes zugeklappt hatte. »Es muss immer eine Ausgewogenheit zwischen Träumern und Realisten bestehen. In dieser Welt kann Kraft einem Mann dienlicher sein als Träume.«

Jean Marc stand auf und ging zu dem Tisch, auf dem er die Figur platziert hatte. »Ich will sie hinausschaffen. Es wird Zeit für deine Arznei. Wirst du sie auch nicht vergessen?«

Sein Vater nickte, wobei sein Blick an der Buchseite hängen blieb. »Du musst Catherines wegen etwas unternehmen, Jean Marc.«

»Catherine?«

»Sie war mir eine Freude, doch sie ist erst ein Kind von dreizehn. Sie sollte nicht zugegen sein, wenn es eintritt.«

Jean Marc wollte etwas sagen, besann sich aber eines Besseren. Zum ersten Mal hatte sein Vater erkennen lassen, dass er das Nahen seines Endes ahnte.

»Bitte, unternimm etwas wegen Catherine, Jean Marc.«

»Das werde ich. Ich verspreche es«, antwortete Jean Marc mit belegter Stimme.

»Gut.« Sein Vater blickte auf. »Ich lese eben Sanchias Bericht über den alten Lorenzo Vasaro und seine Caterina.«

»Schon wieder?« Jean Marc nahm die Statuette und ging an die Tür. »Du musst diese alte Familienchronik schon hundertmal gelesen haben.«

»Öfter noch, aber ich werde ihrer nie überdrüssig.« Sein Vater sah lächelnd auf. »Ja, unsere Vorfahren glaubten noch an Träume, mein Sohn.«

Jean Marc rang sich mühsam ein Lächeln ab. »So wie du.« Er öffnete die Tür. »Ich muss erst gegen Abend nach Marseille aufbrechen. Möchtest du auf der Terrasse speisen? Die frische Luft und die Sonne werden dir guttun.«

Sein Vater, der schon wieder in das Buch vertieft war, gab keine Antwort.

Jean Marc schloss die Tür und blieb stehen, um gegen Schmerz und Enttäuschung anzukämpfen. Die letzten Bemerkungen seines Vaters hätten ihn nicht verletzen dürfen, da sie zutrafen. Er war kein Träumer, er war ein Mann der Tat.

Er umklammerte die Figur fester. Dann straffte er die Schultern. Der Schmerz ließ langsam nach. Wie er es vorausgesehen hatte und wie es schon oft geschehen war. Er durchmaß die große Eingangshalle und öffnete die Tür zum Salon.

Desedero sah ihn fragend an. »Er hat es gemerkt?«

»Ja.« Jean Marc stellte die Statuette zurück aufs Piedestal. »Ich werde Euch durch meinen Agenten in Marseille einen Kreditbrief an unsere Bank in Venedig über den Rest der Summe geben lassen.«

»Ich möchte kein Geld mehr«, sagte Desedero. »Ich habe Euch betrogen.«

»Unsinn. Ihr habt getan, wofür man Euch bezahlte.« Jean Marcs Lächeln war ironiegeladen. »Ihr habt das Geld bekommen, um eine Figur zu schaffen und keinen Traum.«

»Ja.« Desedero nickte verständnisvoll. »Dieser Traum ...«

»Nun, ich bin ein Geschäftsmann, der von diesen romantischen Anwendungen nichts versteht. Da ein Duplikat nicht genügt, muss ich ihm den echten Windtänzer verschaffen.«

»Was werdet Ihr tun?«

»Was ich schon von Anfang an hätte tun sollen. Selbst nach Versailles gehen und eine Möglichkeit suchen, die Königin zum Verkauf der Figur zu überreden. Ich wollte meinen Vater nicht allein lassen, wenn ...« Er sprach nicht weiter und ballte die Hände zu Fäusten. »Ich wusste, dass ihm nicht mehr viel Zeit bleibt.«

»Aber wie könnt Ihr auf Erfolg hoffen, wenn die Königin so fest entschlossen scheint, das Götterross zu behalten?«, fragte Desedero leise.

»Erst muss ich Erkundigungen einziehen.« Jean Marcs Lippen verzogen sich zu einem zynischen Lächeln. »Ich muss herausfinden, was sie sich am sehnlichsten wünscht, und es ihr im Gegenzug für die

Statue geben. Ich will mich in einem Wirtshaus in der Umgebung einquartieren und noch vor Ablauf von zwei Wochen werde ich über den Hof und Ihre Majestät mehr wissen als der König persönlich, und wenn ich jeden Stallburschen und jede Dienstmagd bestechen muss.«

Desedero deutete auf die Figur. »Und das hier?«

Jean Marc vermied es, den goldenen Pegasus anzusehen, als er zur Tür ging. »Ich möchte ihn niemals wiedersehen. Ihr könnt die Edelsteine verkaufen und das Gold einschmelzen.« Er riss die Tür auf. »Ich werde das zusätzliche Gold weiß Gott nötig haben, um König Louis den Verkauf des Windtänczers schmackhaft zu machen.«

Die Tür fiel laut hinter ihm ins Schloss.

## 2. Kapitel

»Du verwöhnst den Kleinen.« Marguerite schürzte die schmalen Lippen, als sie Louis Charles' Köpfchen wieder an Juliettes Brust geschmiegt sah.  
»Seine Kinderfrau in Versailles wird es dir nicht danken.«

»Er war krank.« Juliettes Arm legte sich schützend um den warmen, festen Kinderkörper. Eigentlich ist er kein richtiges Baby mehr, dachte sie mit Bedauern. Das Söhnchen der Königin, das über zwei Jahre alt war, fühlte sich in ihren Armen noch ganz klein und anschiemig an.  
»Er verdient ein wenig zusätzliche Aufmerksamkeit. Das Schaukeln des Wagens tut seinem Magen nicht gut.«

»Unsinn. Der Arzt in Fontainebleau hat ihn für reisefähig erklärt.«

»Das heißt noch lange nicht, dass er völlig wiederhergestellt ist.«

Juliette sah die ihr gegenüberstehende Marguerite finster an. »Es sind noch keine zwei Wochen vergangen, seit er so hohes Fieber hatte, dass die Königin um sein Leben bangen musste.«

»Masern enden nicht immer tödlich. Du hattest sie zweimal und hast sie überlebt.«

Louis Charles regte sich und raunte etwas an Juliettes Schulter.

Juliette sah mit einem Lächeln auf ihn nieder. »Scht, bébé, bald bist du wieder bei deiner maman. Alles ist gut.«

»Ja, jetzt, da wir nach Versailles zurückkehren«, gab Marguerite ihr misstrauisch recht. »So ganz anders als damals, als du angeboten hast, mit dem Kind in Fontainebleau zu bleiben, obwohl der Hof nach Versailles zurückkehrte. Du wusstest, dass ich bei dir bleiben musste, ungeachtet der Tatsache, dass deine Mutter meiner Dienste bedurfte.«

Juliette wiegte den Kleinen, die Finger in seinen weichen Locken vergraben. Es hat keinen Sinn, mit Marguerite Streit anzufangen, dachte sie. Die Frau kümmerte außer dem Wohlergehen von Juliettes Mutter nichts und sie war nie glücklich, wenn sie nicht in deren Nähe war. Es hatte für sie keine Rolle gespielt, dass die Königin der Verzweiflung nahe gewesen war, als Louis Charles erkrankte. Marie Antoinettes kleine Tochter Sophie war erst vier Monate zuvor gestorben und bei Louis Joseph, dem Dauphin, einem Knaben von empfindlicher Konstitution, schien die Genesung keine Fortschritte zu machen.

Als dann der jüngste und bislang gesunde Sohn Ihrer Majestät an Masern erkrankte, war die Königin der Verzweiflung nahe gewesen.

»Leg ihn auf den Sitz«, wies Marguerite sie an.

Ein entschlossener Zug erschien um Juliettes Lippen. »Es geht ihm nicht gut. Ihre Majestät sagte, ich solle bei seiner Pflege nach eigenem Gutdünken vorgehen.«

»Ein Mädchen von vierzehn sollte keinen Prinzen pflegen.«

»Ich lege ihn nicht hin.« Juliette wich Marguerites Blick aus und sah aus dem Fenster. Sie wusste, Schweigen war jetzt günstiger als Zank, aber Nachgiebigkeit war ihr nie leichtgefallen. Gottlob war es bis nach Versailles nicht mehr weit und der Palast lag unweit des Ortes. Sie würde versuchen, Marguerite zu ignorieren und nur an das Gemälde in ihrem Koffer auf dem Dach der Kutsche denken. Die Details an den Bäumen waren noch nicht ausgefeilt. Sie wollte darstellen, wie die Sonnenstrahlen durch die oberen Teile der Baumkrone fielen und die nackten Zweige enthüllten. Ein interessanter Effekt, als Anspielung auf den Mangel an Wahrhaftigkeit im Wesen der im Baumschatten lagernden Personen gedacht.

»Immer schon hast du geglaubt, du wüsstest alles am besten«, grollte Marguerite. »Seit du kaum älter als der Prinz warst, ist das schon so. Glaubst du, die Königin hätte dich beauftragt, bei dem Kleinen zu bleiben, wenn seine Kinderfrau nicht von der Krankheit angesteckt worden wäre? Eines schönen Tages wird Ihre Majestät auf deine Schliche kommen. Mag sie jetzt auch noch so sehr an deinen Bildern und an deiner kecken Zunge Gefallen finden, sie langweilt sich sehr rasch und wird ... du hörst mir ja gar nicht zu.«

Juliettes Blick wurde von dem dichten Gebüsch angezogen, das den Felsabsturz am anderen Straßenrand begrenzte. »Nein.« Sie wünschte, Marguerite würde sich ihrer bissigen Äußerungen enthalten und sie diese Augenblicke mit dem Kleinen in den Armen auskosten lassen. Sie hatte noch nie jemanden zum Liebhaben gehabt, sodass in den letzten Wochen in ihr tatsächlich das Gefühl gewachsen war, Louis Charles gehöre ihr. Nun aber war seine Genesung so weit fortgeschritten, dass er in wenigen Stunden seiner Mutter und der Aufmerksamkeit des königlichen Hofes übergeben werden konnte.

Marguerites Hand schlug laut gegen Juliettes Wange.

Als der Kopf des Mädchens zurückschnellte, lockerte sich unwillkürlich ihr Griff um das Kind.

»Du bist noch nicht zu alt, um für deine Unverschämtheit gezüchtigt zu werden.« Marguerite lächelte befriedigt, denn Juliettes Ausdruck hätte nicht fassungsloser sein können. »Deine Mutter baut darauf, dass ich dich maßregle, da mag dich Ihre Majestät verwöhnen, wie es ihr beliebt.«

Juliette umfing den Knaben fester. Der Schlag war unerwartet gekommen. Sie hatte das Maß der Wut und der Enttäuschung, das sich in Marguerite aufgestaut hatte, seit man ihr befohlen hatte, mit Juliette in Fontainebleau zu bleiben, unterschätzt. »Schlag mich ja niemals wieder, während ich den Jungen halte.« Nur mit Mühe brachte sie diese Worte einigermaßen ruhig über die Lippen. »Er hätte sich verletzen können, wenn er durch deine Schuld auf den Boden gefallen wäre.«

»Du willst mir Befehle geben?«

»Die Königin würde sich gewiss für die Ursache interessieren, falls Louis Charles etwas zugestoßen wäre.«

Marguerites hasserfüllter Blick wich Juliettes aus. »Bald wirst du dich nicht mehr hinter dem Prinzen verstecken können. Du hättest mir nie so über den Kopf wachsen können, wenn deine Mutter meine Dienste nicht ständig in Anspruch genommen hätte.«

»Ich verstecke mich nicht ...«

Das Wiehern eines Pferdes in Todesangst ließ sie verstummen.

Die Kutsche kam rumpelnd zum Stillstand, Juliette landete kniend auf dem Boden.

Louis Charles erwachte und wimmerte.

»Jul...«

»Was ist denn?« Marguerite streckte den Kopf aus dem Fenster. »Du Tölpel von Kutscher ...«

Eine Sensenklinge durchbohrte das Holz neben ihrem Kopf, die gebogene Klinge drang durch die Wand ins Innere.

Mit einem Aufschrei zuckte Marguerite zurück.

»Was ist denn los?« Noch immer auf dem Boden kauern, blickte Juliette zur Klinge hoch. Sie hörte lauten Tumult, metallisches Klirren,

erschrockenes Pferdegewieher.

Plötzlich schlug eine Kugel in den Rahmen der Tür, Splitter sprühten.

»Bauern! Hörige! Zu Hunderten! Sie greifen die Equipage an.«

Marguerites Stimme war schrill vor Angst. »Man wird mich töten und das ist allein deine Schuld. Hättest du nicht um jeden Preis bei dem Bengel bleiben wollen, wäre ich bei deiner Mutter in Versailles in Sicherheit.«

»Still.« Juliette musste selbst gegen ihre Panik ankämpfen. Sie überlegte fieberhaft. Unzählige Geschichten waren im Umlauf, von Kutschen und von Schlössern, die von Hunger leidenden Bauern angegriffen worden waren, aber noch nie war eine von Schweizer Gardisten eskortierte königliche Equipage überfallen worden. »Es kann uns nichts geschehen. Sie können die Gardisten nicht ...«

»Du dummes Ding, es sind ihrer Hunderte!«

Juliette kroch zum Fenster und lugte hinaus. Hunderte waren es nicht, aber zu viele, um ihre Zahl auf den ersten Blick abzuschätzen. Ringsum herrschte totales Durcheinander. Ärmlich gekleidetes Volk beiderlei Geschlechts kämpfte mit Sensen und Mistgabeln zu Fuß gegen berittene Schweizer Gardisten, die mit Schwertern auf die Bauern einhieben. Zwei der vier Kutschpferde lagen tot in ihrem Blut auf dem Boden.

Schwarzer Samt.

Juliettes Blick wurde von der einzigen reglosen und unversehrten Gestalt auf dieser Szene des Blutes und des Todes gefesselt. Am Rande des Kampfgetümmels wartete ein großer, schlanker Mann in zobelbesetztem Samtumhang und blank polierten kniehohen Stiefeln hoch zu Ross. Seine dunklen Augen beobachteten ausdruckslos das Gemetzel.

Eine zweite Kugel schlug in das Holz oberhalb des Sitzes ein, auf dem Juliette gesessen hatte. Sie duckte sich tiefer, den Körper über das weinende Kind gebeugt. Blieben sie im Wagen, würde es nur eine Frage der Zeit sein, bis eine Kugel Louis Charles traf. Sie konnte nicht warten und es zulassen. Sie musste etwas tun. Da sich das ganze Gefecht auf der rechten Seite der Kutsche abspielte, mussten die Schweizer Gardisten den Mob am Umzingeln der Equipage gehindert haben. Das

Dickicht am Rande des Steilhangs.

Juliette kroch zur Tür, das Kind fest an sich drückend.

»Wohin willst du?«, fragte Marguerite.

»Ich versuche, in den Wald am Rande des Felsabhangs zu entkommen.« Juliette riss ihr Halstuch herunter und band damit dem Knaben den Mund zu, damit sein Gewimmer gedämpft wurde. »Hier ist Louis Charles nicht sicher.«

»Bist du verrückt geworden?«

Juliette öffnete die Tür einen Spaltbreit, um vorsichtig hinauszuspähen. Das Gebüsch war ganz nahe und kein Mensch war in Sicht.

»Geh nicht!«

»Sei still oder komm mit! Entweder – oder!« Juliette drückte den Körper des Knaben fester an sich und schob die Tür weiter auf. Tief Atem holend sprang sie hinaus, überwand mit einem Satz die Straße und verschwand im Gebüsch. Zweige schlugen ihr ins Gesicht und schnitten in ihre Arme, während sie sich ihren Weg durch das Dickicht bahnte.

»Komm sofort zurück! Du kannst mich hier nicht allein lassen!«

Juliette stieß eine Verwünschung aus, während sie sich weiter durchs Gestrüpp kämpfte. Sogar inmitten dieses Lärms von Geschrei und Säbelgeklirr war Marguerites Stimme deutlich zu hören. Und wenn Juliette sie hören konnte, würden sie auch die Angreifer hören.

Louis Charles wimmerte unter seinem Knebel. Instinktiv drückte sie ihn enger an sich. Der arme Kleine, er begriff nichts von diesem Irrsinn. Nun, sie auch nicht, doch sie würde nicht zulassen, dass diese Mörder ihr oder dem Kind etwas antaten.

»Stehen bleiben!«

Eisiger Schreck durchfuhr Juliette. Zögernd wagte sie einen kurzen Blick über die Schulter.

Schwarzer Samt.

Der Mann, der hoch zu Ross den Kampf beobachtet hatte, setzte hinter ihr her. Er kämpfte sich wie sie durch das Dickicht, während sein Mantel hinter ihm herwehte wie die Schwingen eines großen Raubvogels.

Juliette lief schneller, verzweifelt bemüht, den Abstand zu dem

schwarz gekleideten Mann zu vergrößern.

Tränen strömten Louis Charles übers Gesicht.

Sie sprang über einen umgestürzten Baumstamm, strauchelte und wäre fast gestürzt, als sie in einem dahinterliegenden Erdloch, das sie nicht gesehen hatte, landete. Kaum hatte sie ihr Gleichgewicht wiedergewonnen, lief sie schon weiter, trotz des Stechens in der Seite, das immer stärker wurde.

»Merde, stehen bleiben, ich will dir nichts ...« Der Mann brach ab und fluchte.

Ein Blick nach hinten zeigte ihr, dass er in dem Loch, das ihr selbst beinahe zum Verhängnis geworden war, auf die Knie gefallen war.

Sie empfand eine boshafte Befriedigung. Hoffentlich hatte dieser Schuft sich das Bein gebrochen. Würde ihm ganz recht geschehen, wenn ...

Eine Kugel piff an ihrem Ohr vorüber und schlug in den Baum neben ihr ein.

»Der Knabe! Her mit dem Kind!«

Die kehlige Stimme kam nicht von hinten, sondern von vorne.

Ein großer, stämmiger Kerl in zeretzter Hose und grobem weißen Kittel stand plötzlich einige Meter entfernt vor ihr, eine rauchende Pistole in der Hand. Er warf die leere Pistole weg und zog einen Dolch aus dem Gürtel.

Juliette, deren Blick an der schimmernden Klinge hängen blieb, erstarrte.

Nach hinten war ihr der Fluchtweg durch den Mann in Schwarz abgeschnitten. Verzweifelt suchte sie nach einem Ausweg.

Der Ast, der auf dem Pfad in Reichweite lag!

»Tut mir nichts, Monsieur. Seht, ich lege das Kind hin.« Sie setzte Louis Charles auf den Boden zu ihren Füßen.

Der große Mann ließ ein befriedigtes Brummen hören und trat einen Schritt vor.

Da schnappte sich Juliette den Ast und schlug damit mit aller Kraft dem Mann zwischen die Beine.

Er schrie auf, fasste an seinen Schritt und ließ die Klinge fallen.

Juliette hob Louis Charles auf und stürzte an ihrem Opfer vorüber.